

«Der berühmteste, beliebteste und bedeutendste Sportler des 20. Jahrhunderts.» (Karsh of Ottawa/Camera Press)

Der Prophet Muhammad

40 Jahre nach dem ersten WM-Titel ist der Boxer Muhammad Ali das Grossereignis an der Frankfurter Buchmesse. Warum der Mythos lebt. *Von Rod Ackermann*

Es war vermutlich die dunkelste Stunde – der Augenblick, als eine glanzvolle Karriere eines Menschen endgültig zerbrach und damit das Hochgefühl seiner Bewunderer. Muhammad Ali, mit Medikamenten voll gepumpt und das Haar vorsorglich nachgeschwärtzt, hatte in jenem Oktober 1980 in Las Vegas beim Kampf gegen Larry Holmes, den Weltmeister im Schwergewichtsbereich, Prügel abbekommen und war zur Aufgabe gezwungen worden. Da fiel in Sekundenschnelle sein ganzes Gefolge auseinander: Die falschen Freunde und ungetreuen Geschäftsmacher stoben in alle Windrichtungen, als verbreite der Gestürzte Leichengeruch, die Zuschauer machten sich stumm davon. Schliesslich war es einer braven Seele zu verdanken, dass *The Greatest* mit einer Limousine abgeholt

und die paar hundert Meter vom Freilicht-Stadion zurück ins Hotel chauffiert wurde.

In jener sternklaren Nacht sass ich hinten auf den Journalistenplätzen, hätte heulen mögen und war dankbar, dass ein mitfühlender Nachbar mir etwas unter die Nase hielt und fragte: «Wanna smoke a joint?»

Wie die meisten ihrer Generation hatte die Jungfilmerin Susan K. Tuan aus Los Angeles, Jahrgang 1970, nie das Glück gehabt, Muhammad Ali boxen zu sehen. Höchstens sein Name war ihr bekannt und sein Ruf als der beste Faustfechter unserer Epoche, als Ikone des «black is beautiful». Doch als 1997 der Dokumentarfilm «When We Were Kings» anlief, ein Bericht über Alis legendären Kampf gegen George Foreman vom Oktober 1974 in Kinshasa, den

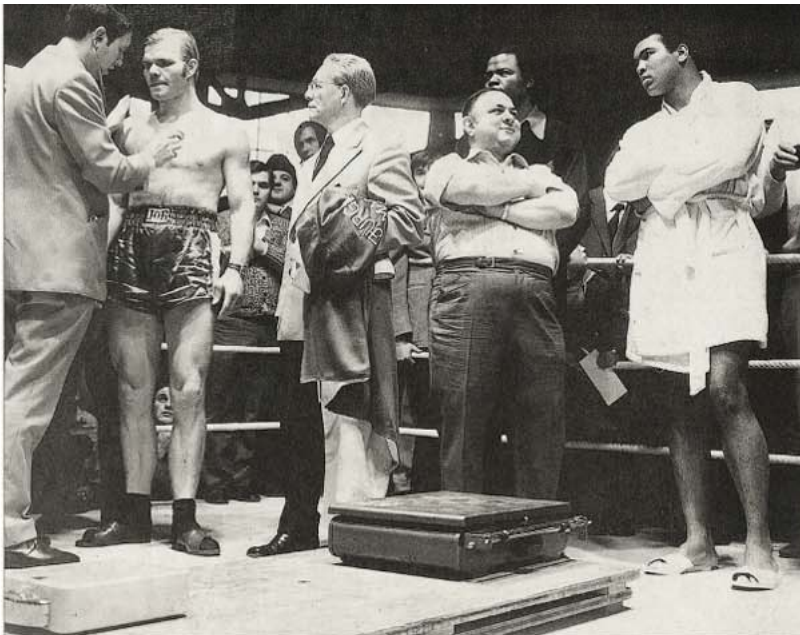
«rumble in the jungle», der mit dem Triumph von Ali über den damals für unschlagbar gehaltenen Weltmeister endete, ging Tuan ins Kino. Sah, staunte – und weinte zwei Stunden lang.

Vielleicht aus dem gleichen Grund, der allen, die das Glück hatten, Cassius Clay alias Muhammad Ali live zu erleben oder doch zumindest in nachmittäglichen Fernsehübertragungen, heute Tränen in die Augen treibt, weil auch beim besten Willen nicht übersehen werden kann, was von «Dem Grössten» übrig geblieben ist. Gezeichnet vom Parkinson-Syndrom beziehungsweise von ungezählten Treffern an den Kopf, scheint der Held von damals nur noch vor sich hin zu dämmern. Sein Gesicht ist aufgedunsen und sein Gang schlurfend, die Schüttellähmung in seinem Arm kann er kaum

unterdrücken, und wenn er redet, was Ali – ein Rapper lange vor der Rap-Epoche – ein halbes Leben lang mit Hingabe tat, so ist sein Gemurmel kaum verständlich.

In diesen tristen Momenten tut es gut, sich daran zu erinnern, was Johnny Carson, bis Ende der achtziger Jahre in den USA der Talk-Master schlechthin, dem Millionenpublikum seiner «Tonight Show» nach einem Gastauftritt von Ali gestanden hatte: «Ich kenne diesen Mann seit vielen Jahren und bin ihm manches Mal begegnet – aber ich hatte stets das Gefühl, dass er mich auf den Arm nimmt.» Dass «Der Grösste» seine Umwelt immer noch zum Besten hält, ist angesichts seines Gesundheitszustandes unwahrscheinlich, doch wer

► Fortsetzung Seite 82



Die Boxer Blin und Ali beim Messen des Gewichts vor dem Kampf im Zürcher Hallenstadion an Weihnachten 1971. (Keystone)



1971 in Kloten. Ali kassierte für den Auftritt in Zürich 300 000 Dollar. (Keystone)

Der Prophet

◀ Fortsetzung von Seite 81

auch immer ihm nahe kommt, wird Ähnliches empfinden wie Carson. Die listigen Blicke, die Ali bisweilen aus meist müden Augen abschießt, seine kleinen, von jeglichem Zittern freien Gesten, die Grimassen: Sind das wirklich Symptome eines kranken Menschen, der nicht mehr so recht weiss, was um ihn herum geschieht?

Als Jon Saraceno, Box-Experte und Kolumnist von «USA Today», vor dem denkwürdigen zweiten Schwergewichtskampf zwischen Evander Holyfield und Mike Tyson im Sommer 1997 – es war der Fight mit dem infamen Biss in die Ohren – stundenlang mit Ali in Las Vegas unterwegs war, brachte er das Erlebte auf den kürzestmöglichen Nenner: «He's fine.» Gewiss habe der Champ Mühe beim Gehen und Sprechen, wisse aber genau Bescheid über seine Umwelt. Nur: Interessieren täte ihn halt lange nicht mehr allzu vieles.

Wissen um seine Wirkung

Offenbar auch nicht die finanziellen Seiten des Lebens. In periodischen Abständen machen Nachrichten die Runde, wonach Muhammad Ali pleite sei, seine Dollarmillionen verpulvert von falschen Freunden sowie dubiosen Geschäftspartnern rund um den Erdball. Ebenso regelmässig entsteigt der Vielflieger, elegant gekleidet, am stützenden Arm seiner (vierten) Gattin Lonnie oder seines Hausfotografen Howard Bingham einer Limousine, um Preisverleihungen. Autogrammstunden oder Sportanlässen den nötigen Glanz zu verleihen – und wie immer ist Ali augenblicklich der Mittelpunkt aller Anwesenden. Pleite, wirklich pleite, das war zum Beispiel Joe Louis, einer von Alis Vorgängern: der «Braune Bomber» musste seine letzten Jahre, wie peinlich, in einem Spielcasino von

Noch tragen wir sie in unseren Knochen, jene Stimmung des Triumphs in den trägen Morgenstunden danach.

Las Vegas als Grüss-August verbringen. Aber «Der Grösste»?

In vier Monaten, am 12. Januar 2004, wird er 62, ein Alter, das manche seiner Berufskollegen nie erreichten respektive erreichen werden, und wie gewohnt lebt er dem Grundsatz nach, der einst schon Johnny Carson in Verwirrung gebracht hatte: *There's no business like showbusiness.* Alles, was der berühmteste, beliebteste und bedeutendste Sportler des 20. Jahrhunderts tut, wenn er sich im Auge der Öffentlichkeit wähnt, geschieht im Bewusstsein um die Wirkung seiner Person. Tieferen Eindruck hinterlässt die Selbstverständlichkeit, mit welcher der Ali von heute die Last seines Schicksals bewältigt und manchmal gar belächelt. In seinem Leben ist er ja mit ganz anderem fertig geworden.

Etwa mit einer in ärmlichen Verhältnissen des rassistischen amerikanischen Südens (Louisville, Kentucky) verbrachten Jugendzeit. Die liess er, gesegnet mit dem Körper eines Modellathleten, blitzenden Geistesgaben einschliesslich stupender Intuition sowie der Courage, sich notfalls auch mit dem Teufel zu verbünden, und umwerfendem Ehrgeiz hinter sich zurück. Auf dem Wege nach ganz oben gewann Cassius Marcellus Clay 1960 in Rom olympisches Gold, wurde 1964 erstmals Weltmeister der Berufsboxer, nannte sich fortan Muhammad Ali und zwang die erst staunende und dann neiderfüllte Welt schliesslich zur Bewunderung. In diesem typisch amerikanischen Märchen gab es als Folge der Verweigerung des Kriegsdienstes in

Vietnam auch soziale und berufliche Ächtung, doch im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten respektive der zweiten Chance stand und steht am Schluss allemal das Happy End.

Längstens vorbei zwar, wenn auch nie zu vergessen, die Eleganz und das Tempo im Ring, die phantastischen Schlag- und Schrittkombinationen, mit denen er das brutale und blutige Preisboxen des Schwergewichts ans Ideal der edlen Kunst der Selbstverteidigung herangeführt hatte, passé auch die Lust am provozierenden Auftritt, mit der er das politische, militärische, gesellschaftliche, kurz: das weisse Establishment seiner amerikanischen Heimat sowie grosser Teile der Welt in Harnisch gebracht und den Verdammten dieser Erde und allen, die mit ihnen sympathisierten, Grund zum Jubeln gegeben hatte. Die Milde des Alters hat selbst vor ihm nicht Halt gemacht.

Schriellende Wecker

Nie vergessen aber auch: das Schriellen des Weckers mitten in der Nacht, weil drüben in den USA alsbald der Gong zur ersten Runde erklang, die flimmernden Schwarzweissbilder am Fernsehen, das Alis Kämpfe in alle Welt direkt übertrug, die feibrige Spannung, die weder vorher noch seither von einem einzelnen Athleten ausgegangen ist, das Hochgefühl, das uns alle umfing, als unser Heros wieder einmal gewonnen hatte. Gewonnen für uns. Noch tragen wir sie in unseren Knochen, jene Stimmung des Triumphs in den trägen Morgenstunden danach, als uns wieder einmal bewusst geworden war, wie «beautiful» die Black Power war, wenn sie von einem wie Muhammad Ali demonstriert wurde.

Selbst aus dem Abstand einer Generation kann das Phänomen des boxenden, des siegenden Ali kaum nüchtern beurteilt werden als zu seiner Zeit im Ring, selbst heute lässt sich sein Status unmöglich auf jenen eines Sportlers, wenn auch eines unvergleichlich-

«Bloody Christmas»: Ali in Zürich

Am 26. Dezember 1971 kämpfte Muhammad Ali in Zürich gegen den deutschen Meister Jürgen Blin. Es war Alis erster Kampf in Europa. Ursprünglich hatten die Organisatoren gehofft, eine Art Kälter-Krieg-Showdown zu inszenieren und Ali gegen einen Boxer aus der Sowjetunion antreten zu lassen. Aber der sowjetische Boxverband winkte ab. Vor dem Kampf dichtete Ali: «Jürgen Blin, der fällt hin»,

was in der siebten Runde, als Blin den Kampf durch K. o. verlor, erwartungsgemäss auch geschah. Ali wohnte im Hotel Limmathof. Ein Autogrammfrager fragte Ali dort: «Champ, please can you sign?», und streckte ihm ein Buch hin. Ali schaute sich das Buch an und brüllte dann: «This book is not about me! Sign it yourself!» Auf dem Buch stand nicht Muhammad Ali, sondern Cassius Clay. (cz.)

chen, reduzieren. Dies hat nicht allein mit der zwangsweise verkündenden Nostalgie zu tun, sondern liegt in der auch bald zwei Jahrzehnte nach dem allerletzten Kampf – dem *Drama in Bagram*, das Ali im Dezember 1981 gegen Trevor Berbick verlor – gewaltig gebliebenen, charismatischen Präsenz des Champs. Quer durch alle Rassen und Alters- beziehungsweise Kaufkraftklassen hindurch, selbst in entlegenen Regionen des Planeten ist der Name von Muhammad Ali ein Begriff. Gibt es, den Papst und, vielleicht, Fidel Castro oder Nelson Mandela ausgenommen, überhaupt einen Zeitgenossen, der auf allen Kontinenten so bekannt ist und zugleich so verehrt wird? In seinem Buch «King of the World» (erschienen 1998) hat David Rennick, Chefredaktor des «New Yorker» – vom Boxen fasziniert –, am Beispiel von Cassius Clay alias Muhammad Ali verdeutlicht, wie im Amerika des 20. Jahrhunderts das Faustfechten zur Metapher des Konflikts zwischen Weiss und

Schwarz wurde. Können sich nur die wenigsten an Jack Johnson, den ersten Weltmeister schwarzer Hautfarbe, erinnern, so ist die Figur von Joe Louis schon präsenter. Ali aber überstrahlt alle. Dennoch bleibt er selbst für Rennick unbeschreiblich. *The Greatest of all time*, wie sich Ali ohne falsche Bescheidenheit zu nennen pflegte, widersteht sich der coolen Analyse im gleichen Masse wie einst seine Boxkunst allen bis dahin bekannten Gesetzmässigkeiten.

In jener himmeltraurigen Oktobernacht 1980 in Las Vegas, Ali war längst aus unserem Blickfeld verschwunden, versuchten der mitführenden Kollege und ich, mit Hilfe des Joins auf unsere Schreibmaschinen ein paar schöne Nachgedanken zu formulieren – ein vergebliches Unterfangen. Deshalb sei das Schlusswort einem überlassen, der Ali aus nächster Nähe gekannt hat und als Weltmeister im Schwergewichtsbogen einer seiner Vorgänger war – Floyd Patterson. «Mit der Zeit lernte ich, Ali zu lieben. Allmählich hatte ich erkannt, dass ich ein Boxer war und er Geschichte.»

An der Frankfurter Buchmesse, die am 5. Oktober beginnt, ist «Dem Grössten das grösste Buch gewidmet. In Anwesenheit von Ali präsentiert der Taschen-Verlag eine 29 Kilo schwere Hagiographie: «G.O.A.T.» («Greatest of all times»). Das 800 Seiten starke Monumentalwerk kostet 3000 Euro. Eine limitierte Auflage für 7500 Euro ist mit einer Plastik von Jeff Koons versehen.

Passé auch die Lust am provozierenden Auftritt, mit der er das weisse Establishment in Harnisch gebracht hat.



Ehre: Ali entzündet 1996 das olvmische Feuer in Atlanta. (Michael Probst/AP)



Macht: Ali mit dem ehemaligen US-Präsidenten Bill Clinton. (Manny Ceneta/AFP)



Seegen: Ali, Dalai Lama. (D. Cummins/AP)